

Der Kuhreihen

Autor(en): **Gos, Charles**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **6 (1916)**

Heft 42

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644125>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

wie die Gemeinden Willisau, Sargiswil, Menzberg und das nähere Entlibuch, in den Bereich der Einwanderung.

Zu dem einen allgemeinen ökonomischen Grund der Ansiedlung gesellten sich nun im Luzernischen noch zwei besondere, die eine wesentliche Erleichterung der Existenz zu bedeuten schienen, deshalb viele schwache Elemente anlockten und oft Anlaß zum endgültigen Ruin schwankender Existenzen gab. Einmal betrug die Höhe der Landpreise und Steuern nur zwei Drittel der bernischen. Sodann, und das war ausschlaggebend, bestanden günstige Hypothekverhältnisse. Die Gültzinse betrugen bis vor wenig Jahren noch $3\frac{3}{4}\%$. Das erniedrigte den Schuldenwert gegenüber Bern wieder um ein Fünftel. Obendrein waren die Anzahlungsverhältnisse weit günstiger. So bestand die allgemeine Möglichkeit, mit wenig Kapital einen großen Hof zu kaufen, mit ehrlicher Arbeit ein ordentlich Stück Geld zu erübrigen, die letzten Hypotheken abzulösen und die ersten zu verzinsen. Leider verdarb ein Uebelstand vielen Neulingen Hoffnung und Leben. Die Gülten, von 6 zu 6 Jahren kündbar, lagen noch in den verschiedensten Händen und haben jede ihren eigenen Zinstermin. Da nun selten ein Bauer Buchhaltung für notwendig hielt, ließ man vielfach den Zins laufen, bis ihn das Betreibungsamt einforderte, wenn nicht der Gläubiger so höflich oder überhaupt instand war, selber zu mahnen. Auf diese Weise bekam zunächst die Bureaukratie außerordentlich zu schaffen. Der Bauer aber lebte so ziemlich zwischen Zins und Zins in den Tag hinein, ohne über seine wirkliche Finanzlage klar zu sein. Schlimm wurde der Umstand, daß die rückständigen Zinse bei Verkäufen dem Käufer aufgebürdet wurden. Er rief geradezu der Spekulation, indem es bei steigenden Bodenpreisen leicht möglich war, jahrelang sozusagen ohne Zins zu wirtschaften, nach möglichster Ausnutzung eines guten Bodens aber diesen mit einer Preiserhöhung im Betrag der geschuldeten Zinse zu verkaufen. Der mit den Gesetzen unbekannte und unberatene Fremdling sah sich oft fast vom ersten Tag seiner neuen Wirtschaft an mit unerwarteten alten Zinsforderungen beehrt und beängstigt und wurde nach kurzem Sträuben schmerzhaft inne, daß die Forderungen gesetzlich seien. Kamen solche krasse Fälle auch selten vor, so bildete das Zinsengeschäft doch die erste unliebsame Überraschung, wo nicht die Ernüchterungsbohrer für den allzu gutmütigen Käufer. Das Schlimmste aber war die Kredit- und Kursfraglichkeit der Gülten. Banken bezahlten 90 Prozent des Nennwertes; für letzte Gülten, d. h. auf das letzte Drittel der Hypotheken lautende, also weniger sichere Titel, verlangte sie obendrein doppelt und mehrfach Bürgschaft. Trat nun der Fall ein, daß mehrere Tausendergülten, sagen wir zehn, gleichzeitig kündbar und gekündet wurden, so waren von der Kasse mit Mühe und Not und erlittener Bürgschaft 9000 Fr. zu erpressen; der letzte Tausender war verloren und mußte als neue Schuld auf den Käufer fallen. Fand er aber keine Bürgschaft, hatte er obendrein gar noch rückständige Zinsen, Mißjahre und Unfälle bei Menschen und Vieh erlitten, dann war der Ruin kaum abzuwehren. Er affordierte oder konfurierte; der Luzerner sagt: „Er het lo schtübe!“ Namentlich in den Berggemeinden war dieser letzte Weg oftmals das Ende von tausend Mühen und Hoffnungen; denn die Preise des wenig erträglichen Bodens wurden allzusehr in die Höhe getrieben. Nichtsdestoweniger kämpfte sich eine stattliche Zahl zu Wohlstand durch. Wer arbeitsam, bedächtig, wohl beraten und von guten Freun-



Der Genfersee in seiner natürlichen Aferentwicklung.

den oder Vettern unterstützt war, hielt sich am Ende allen Widerhaken und Stacheln eines fremden Gesetzes zum Trotz und errang sich seinen Platz an der Sonne bürgerlicher Ehrbarkeit und Achtung.

Um zum Schluß noch einige Angaben über den gegenwärtigen Stand der kirchlichen und der Schulangelegenheiten zu geben, ist zu bemerken, daß es außer der stadtluzernischen Protestantenkirche Kapellen in Willisau, Sursee und Schüpfheim gibt. Der Pfarrer von Willisau, von der Luzerner richtig der „Bernerpfarrer“ genannt, predigt außerdem in Wolhusen, wo die Behörde im Schulhaus ein Lokal zur Verfügung gestellt haben. Es gibt boshaftige Leute, die behaupten, der wichtigste religiöse Festtag der bernischen Luzerner sei die Lüderentilbt. Vielleicht denken sie daran, daß die Kapellen teilweise aus Sammlungen der bernischen Landeskirche erbaut wurden und von ihr unterstützt werden, und zwar begann das kirchliche Leben erst fast zwei Jahrzehnte nach Beginn der Einwanderung. Nach 1880 kamen die ersten, 1885–88 der Hauptstrom über Ruswil und Walters; davonher rühren einzelne dichtere Siedlungen, wie das ganz bernische Geis zwischen Menznau und Ruswil, und die einzige private Primarschule von Hohböschen, zwischen Ruswil und Walters. Aber erst nach 1900 wurde der Gedanke von Kirchengemeindegründungen rege und noch ging es teilweise beinahe ein Jahrzehnt, bis die nötigen Summen beieinander waren.

Der Kuhreihen.

Von Charles Gös.

Die Fremdenlegion lagerte diesen Abend am Rande der Wüste. Sie hatte eine lange Etappe gemacht, und der Tag war brennend heiß gewesen. Erst spät war der Befehl zum Halten gekommen. Die Kolonne hielt an. Das Biwak wurde organisiert. Die Legionäre hatten die Suppe gefaßt. Eine gewisse Bewegung ging durch das Lager und die Nacht sank herab. Ein großes Feuer flammte in der Mitte des Biwaks und warf seine gespenstischen Lichter auf die ringsum stehenden Soldaten.

Die Kolonne mußte in Gilmärschen den Anschluß an die von den Rebellen angegriffenen vorgeschobenen Truppen suchen. Doch die unheimliche Ungewißheit der kommenden Tage trübte die Ruhe der Leute keineswegs.

Eigentümliche Gestalten, diese Legionäre, diese Deserteure des Lebens, die den Mantel des Vergessens um ihre Vergangenheit hüllen! Man mußte die Entfugung dieser

ungefahnten Helden bewundern, die sich morgen vielleicht für die dreifarbigte Fahne in Stücke hauen ließen.

... Es war Vollmond. Er überflutete die Landschaft mit seinem milden Lichte. Um das Lager breitete sich die Wüste, ungeheuer und leer, ohne Schatten und ohne Hügel, und zerfloß am Horizont in eine unbestimmbare, im Mondlicht dahinschmelzende Linie. Die bläulichen Strahlen übersilberten die Erde und flimmerten in den Bajonetten der Gewehrpyramiden. Die Nacht war kalt. Die Luft, die Erde waren kalt. Das ganze Leben dieser klaren und schweigenden Nacht, das ganze Leben dieser unfruchtbaren Erde schien einzig in dem knisternden Glutherd zu glimmen.

Das Mondlicht verstärkte die Schatten, zog sie unmerklich in die Länge und bestrahlte die Umrisse der Dinge. Die Soldaten zogen den Rücken ein unter dem Nachttau und streckten die Hände über das Feuer. Die Ermüdung des Tages machte ihre Augenlider schwer. Die Glieder waren erschlaft, der Leib sehnte sich nach Ruhe. Jeden Augenblick konnte der Befehl zum Vormarsch kommen. Einige hatten sich in eine Decke gerollt und lang auf den Sand hingestreckt. Doch die meisten wachten. Aber langsam wurden sie still. Die Vieder schwiegen. Die Gespräche verstummten. Die Wäse erregten kein Lachen mehr.

Plötzlich erhob sich eine Stimme:

„Du, Schweizer — he! du Schweizer, sing uns etwas!“

Der Vorschlag löste die Erstarrung, welche die Geister ergriffen hatte. Sie belebten sich, mehrere Stimmen ertönten:

„Ja ja — vorwärts, der Schweizer! Auf!“

„Wir hören — vorwärts!“

„Bravo dem Schweizer! Man hört ihn ja nie!“

Da erhob sich hinter einer Gruppe ein Mann, rechte seine hohe Gestalt und näherte sich dem Feuer. Ein tiefes Schweigen herrschte, als ob seine Anwesenheit allein es geböte, als ob etwas Schweres in der Luft läge. Er ging langsam, schweren Schrittes, mit dem den Bergbewohnern eigenen Gang, den die Arbeit, die Sorge, die Entsagung hervorbringt. Dieser Mann war der Rührer von Audon! Seit fünfzehn Jahren war er Legionär. Nach einer armseligen Liebesgeschichte hatte er seine Berge verlassen; doch weder die Berge noch die Ungetreue konnte er vergessen. Im Herzen eines Hirten wie im Herzen eines Königs bleiben die Gefühle lebendig.

Noch immer zieht die Erinnerung des Rührers von Audon nach den Alpen der Waadt. Mit gedämpfter Stimme singt er wohl abends das Lied seiner Leiden. Der ein wenig schmachtende, melancholisch verschleierte Gesang steigt vom Tal zu den schlafenden Gletschern ...

Beim Feuer hielt der Rührer von Audon an. Sein Blick fuhr über die herumhockenden Soldaten und verlor sich im Mondlicht. Ein Blick, der durchbohrend schien und doch in Wirklichkeit nur in die Vergangenheit gerichtet war. Ein Blick, der die Seele aufstut, und nichts von der Gegenwart, vom äußern Leben sieht. Von Zeit zu Zeit beleuchtete eine hochaufzüngelnde Flamme grell sein Gesicht mit den energischen Zügen und dem dichten Bart. Dann erstarb die Flamme. Das Dunkel verfinstert seine Gestalt — langsam hüllt ihn das Mondlicht ein und mildert sie mit seinem blassen, wesenlosen Schein.

„Ein Lied, Kameraden?“ sagte er. „Ich weiß wenig lustige ... ein Heimatlied, wenn Ihr wollt!“

Er bereitete sich vor und suchte die aus dem Grunde seines Erinnerns auftauchenden Strophen. Er unterdrückte die Erregung, die sich seiner bemächtigte. Und dann stimmte der Rührer-Legionär den Ruhreihen an, prachtvoll und ruhig:

Lè zarmailli dei Colombetta

Dè bon matin se son levà;

Ah! Ah! Ah! Ah!

Liauba! liauba! por arià! ah!

Liauba! liauba! por arià!

Unbewußt, langsam und schwer begann der Gesang. Die Stimme des Sennen schien ihn zu durchsuchen, zu

paden. Er entdeckte darin unbekannte Tiefen, aus denen wie Fackelschein die Betonungen herausleuchteten.

Der Gesang verhallte in der Ferne und zitterte hinaus in das Schweigen der afrikanischen Wüste, über die der Mond sein Licht ergoß. Alles Heimweh und alle wehmütige Freude, alle Hoffnungen und alle Enttäuschungen schauerten in dem Lied. Und gewisse, lang angehaltene, unbestimmte und unbestimmbare Töne gaben die Seele des Rührers preis, die bis zum Rande gefüllt war von der Erinnerung an die Heimatberge mit den sonnigen Weiden und den blauen Gletschern beim Morgendämmern, dem Herdengeläut, dem schäumenden Wildbach, der rauchenden Alphütte ...

Venidé toté
Blantzé nairé,
Redzé, motailé,
Dzouven' et otré,
Dézo on tzano
Yô vo z'ario,
Dézo on treimblho
Yô ie treintzo.

Ah! liauba! liauba! por arià (bis)

Er sang das Liauba, das aus seinem innersten Herzen stieg, mit solcher Wucht, daß es tönte, so tief wie der Wildbach, der in den Schluchten mit Orgelrauschen niederstürzt, wenn die Sonnenlichter an den feuchten Felswänden spielen und den aufspritzenden Gischt vergolden. Und der Gesang rauscht empor, klangvoll wie eine Harfe:

Kan sein végnü ai bassé zivoué
D'ne sein lopi k'lan pu passâ;
Ah! ah! ah! ah!
Liauba! liauba! por arià! ah!
Liauba! liauba! por arià!

Die Stimme wurde wärmer und erhielt die Fülle eines Soders, der über das Tal hinüberflingt. Denn nun erwachten sie und glitten in die Melodie, die schönen Soder von einst, die von Fels zu Fels getragen zehnmal vom Echo zurückgeworfen wurden ... und erstarben in der Unendlichkeit — ganz oben in den Felswänden ... die schönen Soder von einst, die wohlklingenden Weisen, dem Winde gleich, der in den Tannen rauscht.

Doch die Erregung bemächtigte sich mehr und mehr des Rührers. Eine kurze Stille war auf die zweite Strophe gefolgt. Dann rechte er sich und fuhr fort:

Lé senailliré
Van le premiré,
Lè toté nairé,
Van le derrairé,

Ah! liauba! liauba! por arià! (bis)

Feierlich klang es! Es schien, als ob der alte Senn ein Bekenntnis ablegen wollte, so viel Ueberzeugung, so viel Liebe legte er in die langanhaltende klagende Weise des Rehrreims. Da — ganz plötzlich — brach die Stimme inmitten eines letzten „Liauba“ ab ...

Aufrecht neben dem Biwakfeuer im Lager der Fremdenlegion am Eingang der afrikanischen Wüste im Mondenlicht weinte ein Mann: der Rührer von Audon!

Da stand er, starr, seiner selbst unbewußt, den Blick traumerloren, von Tränen verdunkelt, die Brust von Schluchzen erschüttert. Er hatte seine Kräfte überschätzt. Nun lebte in ihm der Ruhmesgesang seiner Heimatberge, der Triumphgesang seiner geliebten und ... fernen Berge! Es war der Schrei der Heimat, der befehlende, der herzzerreißende ...

So fuhr die heilige Weise seit Jahrhunderten fort, ihren übermächtigen Zauber auszuüben. Und der Rührer von Audon im Dienste der Fremdenlegion vereinigte sich über Raum und Zeit mit dem Geiste seiner heldenhaften Ahnen in fremdem Kriegsdienst, die weinten im Regimente, wenn sie den Ruhreihen hörten.

... Rund um ihn tönte kein Wort, kein Lachen. All diese Männer erschauerten. Die Tränen des Schweizers flossen für alle. Und sie alle, die Geächteten, die Verstoßenen, die Vaterlandslosen fühlten im Herzen den mächtigen Hauch ... der fernen Heimat!